

Die Dinge und wir

Wenn unter der Perspektive nachhaltiger Entwicklung Kommunikation und Konsum thematisiert werden, so ist es wichtig, über (von Menschen hergestellte) Dinge und unser Verhältnis zu ihnen nachzudenken.

Räume, Dinge und Nachhaltigkeit

Drei Gründe, die miteinander zu tun haben, sind dabei von besonderer Relevanz:

- Die Rede über Dinge als „tote Materie“ gedacht als Gegensatz zur lebendigen Natur - ist irreführend. In den von Menschen hergestellten Dingen stecken immer auch Ressourcen aus dem Ökosystem Erde. Und da es hier um die Frage geht, ob und wie man so mit den Ressourcen umgeht, dass auch künftige Generationen noch ein lebenswerten Planeten vorfinden, müssen wir über hergestellte Dinge neu nachdenken (Steffen, 1996).
- Viele Menschen haben kein Verhältnis zu Dingen mehr – Dinge werden aufgehäuft, zerstört, weggeworfen. Sie geraten uns aus dem Blick, wenn wir genug von ihnen haben. Aber wir müssen. Wie Vilém Flusser das damit verbundene grundsätzliche Problem bildlich formuliert hat- „auf Schritt und Tritt gewärtig sein, dass die Scherben der von uns weggeworfenen Flaschen an unerwarteten Orten wieder auftauchen können, um uns die Füße zu zerschneiden.“ (Flusser, 1993, S.22).
- Gleichzeitig beanspruchen und regulieren uns Dinge. Wir haben die Dinge nicht „im Griff“- sie haben uns. Es geht also auch um die Frage humaner Ressourcen im Umgang mit Dingen.

Der hier aufscheinenden Problematik wird mit einigen schnellen Antworten begegnet: Einerseits müsste man auf „Öko-Produkte“ ausweichen und andererseits könne man Konsumverzicht leisten. Mit diesen Antworten werden jeweils nur Teilaspekte unseres Verhältnisses zu Dingen unter der Perspektive nachhaltiger Entwicklung erfasst. Eine nur ökologisch oder ökonomisch motivierte Argumentation blendet jedoch die sozialen und kulturellen Kontexte aus, in denen sich gemeinsam ein Verständnis und Handeln von Nachhaltigkeit entwickeln kann.

Die physische Umwelt ist nicht „neutral“

Eine Gabel ist zunächst ein Werkzeug, mit dem wir Nahrung zu uns nehmen -aber sie legt uns auch nahe, das Stück Fleisch aufzuspießen und nicht in die Hand zu nehmen.(vgl. Petrosky, 1994). Gebrauchsgegenstände speichern normatives Wissen und normative Aufforderungen. Dinge binden uns so in ein System von Normen und Werten ein, das auch. Nachhaltiges Wirtschaften zum Inhalt haben kann – Recyclingpapier oder das Semesterticket für den öffentlichen Nahverkehr wären dafür Beispiele.

Gebrauchsgegenstände speichern auch gesellschaftliches Wissen, zum Beispiel technisches – es dringt über den Gebrauch von Gegenständen in einer bestimmten Weise in unser Leben ein und wird Teil von uns. Denken wir an die Schraube – als eine andere technische Lösung im Vergleich mit dem Nagel oder an den Laptop. Es kommt hier nicht darauf an, dass wir das technische Wissen verstehen, sondern dass die Art der Technik eine Information über uns und unsere Art und Weise zu leben gibt. Dinge fungieren als „Zeugen“ ökonomischer, sozialer, kultureller und

psychischer Prozesse. (Flusser, 1993, S.79; Hauser 1994; S.19). Gesellschaft wird sichtbar über Dinge. Sachen können ein Schlüssel sein, frühere oder fremde Lebensweisen, Macht- und Geschlechterverhältnisse zu verstehen. Dinge können auch dazu dienen, einer besonderen Lebensweise Ausdruck zu geben. Sie schmücken oder schrecken ab, sie geben Auskunft über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder zeigen ein Bedürfnis dazuzugehören. Dass Dinge eine Sprache haben, macht sich die Werbung zunutze: Produkte sprechen zu den potentiellen KundInnen. „Kauf mich!“ oder „Ich bin zwei“ sind Slogans, mit denen die Dinge von sich aus zu uns in Beziehung treten. Auch Erwachsene lassen sich mit dieser animistischen Weltsicht ansprechen, die doch eigentlich den Kindern zugesprochen wird, die noch eins sind mit den Dingen.

Dinge haben ihren Kontext. Und in einen definierten Kontext gehören bestimmte Dinge – und andere nicht. Und deshalb sind Dinge Teil unseres Orientierungssystems. Dinge fungieren als Symbole sozialer Differenzierungen und Integration (Nahrungs- und Genussmittel sind beispielsweise in hohem Maße sozial normiert). Dabei gibt es einen Einfluss von Dingen auf die Qualität unserer Orientierungen: Entweder tragen sie dazu bei, Ordnung in uns, in unserem Verhältnis zu anderen und in unserem Verhältnis zu unserer natürlichen und hergestellten Umwelt zu stiften oder sie bringen dieses für unsere persönliche Entwicklung und unser langfristiges Wohlbefinden notwendige Gleichgewicht in Unordnung. (Csikszentmihalyi/Rochberg-Halton, 1989).

Dinge beanspruchen uns

Der Umgang mit Dingen ist zu einem großen Teil selbstverständlich, eingebaut in die Routinen des Alltags. Trotzdem kennen wir Situationen, da werden Dinge lästig oder gleichgültig. Wir richten unsere Aufmerksamkeit gezielt auf Dinge in bestimmten Zusammenhängen. Aufmerksamkeit aber stellt eine begrenzte Ressource dar; sie wird deshalb auch als physische Energie bezeichnet. Die Energie muss erfahrbar zurückgewonnen werden – der gezielte Aufwand muss sich also lohnen. Aber: „Wenn unsere Aufmerksamkeit von der Welt der Dinge exzessiv absorbiert wird, bleibt nicht genügend psychische Energie zur Kultivation der Interaktionen mit der restlichen Welt“. (ebd.). Fragen wir uns, welche Dinge das sein könnten, die uns so beanspruchen. Zum Einen dürfte das eine quantitative Anhäufung von Dingen sein, die nicht mehr durch Vielfalt überzeugt, sondern überfordert. Beispiele finden wir in jedem Lebensmittelladen. Zum anderen sind es Dinge, die im Nutzungsprozess, also in der Zeit, unverhältnismäßig viele Ressourcen beanspruchen - seien es humane oder stoffliche. Ein auch für den Wissenschaftsbereich zunehmend bedeutsamer werdendes Beispiel für beide Aspekte der Ressourcen – Inanspruchnahme ist der Computer oder die zunehmende technische Inszenierung von Vorträgen als „Zeitvernichtungsmaschine“ (Rolf, 1999). Im Sinne von Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton lässt sich auch hier nach dem Verhältnis von Aufwand und Gewinn für ein gelingendes Verhältnis zu sich selbst, zu anderen Menschen unter Berücksichtigung der Inanspruchnahme natürlicher Ressourcen und der Belastung des Ökosystems Erde fragen.

Nun lässt sich die Beanspruchung durch Dinge in der Zeit durchaus auch im Sinne von Nachhaltigkeit gestalten. Eine Beziehung zu Dingen aufbauen kostet Zeit, Dinge und Menschen brauchen Zeit füreinander. Sich auf Dinge einlassen, mit Dingen langfristig leben, kann befriedigend und entlastend sein. Es macht einen gegenüber anderen Menschen erkennbar und dient so dem eigenen Identitätsbewusstsein.

Das kann beispielsweise der Fall sein, wenn man gelernt hat, mit seinem Musikinstrument umzugehen, wenn man sein Fahrrad zu reparieren oder seinen gemütlichen Pullover zu pflegen weiß. Eine langfristige Nutzung von Dingen kann zudem zu einer Schonung von Rohstoffen und Ersparnis von Energie führen. Dahl (1996) allerdings warnt, dass Dauerhaftigkeit kein Wert an sich ist. Er macht das u.a. am Beispiel von nahezu unverwüstlichen Kunststoffen deutlich, die vor allem für Produkte genutzt werden, die gerade nicht für eine lange Dauer hergestellt werden. Dann werden Dinge plötzlich durch ihren Abfallcharakter zu einem Problem. Eigene Bedürfnisse wandeln sich zudem in der Zeit, ebenso die Formen des Zusammenlebens, so dass auch neue und andere Dinge eine Rolle spielen. So macht die Frage nach dem Ressourceneinsatz darauf aufmerksam, dass der Umfang der Dinge und die Anforderungen der Dinge an uns bewusst mit in die Gestaltung unseres Verhältnisses zu ihnen einbezogen werden sollten.

Dinge strukturieren unseren Alltag

Wir umgeben uns mit Dingen oder stellen Dinge her, die Ausdruck unserer Person sind – sie sind der von uns selbst gewählte Bezugsrahmen unseres Handelns, unserer Erfahrung. Sie ermöglichen es, uns als Teil des sozial-ökologischen Lebenszusammenhangs darzustellen. Sie sind Orientierung in unserer Beziehung zu uns selbst, zu anderen und im Verhältnis zu der natürlichen Umwelt.

Dinge dienen dazu, unseren Lebensstil gegenüber dem Lebensstil anderer Gruppen zu profilieren. Ästhetik von Dingen ist dann auch als Ausdruck von Wert und Sinn zu interpretieren, als Teil unseres Umgangs mit den Dingen, nicht als aufgesetztes „Extra“, auf das man im Sinne asketischer Lebensweise leicht verzichten könnte. Menschen bedienen sich der Dinge zur Verständigung untereinander – Zusammengehörigkeit oder Differenz, Macht, Hierarchie, Zuneigung – die Dinge sprechen viele Sprachen.

Es gibt Dinge, die sind uns lieb geworden. Auch das verweist darauf, dass in Dingen mehr stecken muss als nur ein Gebrauchswert oder ein Tauschwert. Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton haben am Beispiel von Gegenständen im Wohnumfeld aufgezeigt, dass Dinge für Menschen nicht wegen ihres Marktwertes, sondern aufgrund sozialer Bezüge und persönlicher Bedeutungen „besonders“ sind. In Dingen steckt sozusagen immer eine Beziehungsgeschichte- sei es eine fiktive, sei es eine persönliche Erinnerung oder eine, die zur Selbstvergewisserung dient. Ein schönes Beispiel dafür sind Sammlungen von Kindern – Steine, Federn, Bilder, Kuscheltiere – in denen ein Verhältnis zur Welt ausgedrückt und entwickelt wird. Dinge können in die Lebensgewohnheiten von Menschen tief eingreifen – das lässt sich an neuen Dingen studieren: So hat der Kühlschrank unsere Einkaufs- und Essgewohnheiten verändert, die E-Mail unsere Kommunikation und wohl auch unseren Umgang mit Sprache und Denken. Daran wird deutlich, dass nicht nur der Symbolgehalt von Dingen unseren Alltag reguliert (in dem Sinne von „Objekte sind Statussymbole“), sondern Objekte vermögen dank ihrer konkreten Eigenschaften neue Erfahrungen oder veränderte Verhaltensweisen zu stimulieren.

Die Aneignung von Dingen ist ein Bildungs- Prozess

Wie wir mit Dingen umgehen und welche Bedeutung wir ihnen zumessen, ist Ergebnis eines aktiv von uns mitgestalteten Prozesses. Durch das In-Gebrauch-Nehmen von Dingen fügen wir ihre kulturellen, technischen, sozialen, ökologischen

Informationen in unseren Lebenszusammenhang ein; sie werden Teil unserer Erfahrungen, unserer Biographie. Diese Mechanismen zu durchschauen und den eigenen Prozess der Sinnbildung reflexiv begleiten zu können, ist Aufgabe von Bildung. Dazu bedarf es eines besonderen Bezugs zur Umwelt und zu den Dingen.

Beim Nachdenken über Dinge bleiben Fragen

Dieser Problemaufriss über „die Dinge und wir“ spricht zunächst das Individuum an. Er bietet Möglichkeiten der Reflexion eigenen Konsumverhaltens und eigener Lebensgestaltung. Aber er lässt sich auch auf Institutionen und damit auf gesellschaftliche Gestaltung beziehen. Drei Fragen eröffnen neue Gestaltungsräume auf den Weg zu einer nachhaltigen Entwicklung:

- Was machen die Dinge mit uns? Wie bestimmen sie unser Verhältnis zu uns, zu anderen und zu unserer natürlichen und gestalteten Umwelt?
- Wie kann man ungewohnte Dinge zum Anlass nehmen/Dinge in verfremdeter Perspektive zeigen, um den Sinn hinter den Dingen wahrnehmen zu können?
- Wie können wir mit Dingen experimentieren – auf dem Weg zu einer nachhaltigen Entwicklung?

Diese Fragen sind Ergebnis einer Diskussion über das Verhältnis von Menschen und Dingen und damit über die kulturellen und sozialen Kontexte, in denen sich ein gemeinsames Verständnis von Nachhaltigkeit entwickeln kann. Um sie zu beantworten, ist ihr Zusammenhang mit ökologischen und ökonomischen Fragen wieder herzustellen. Welche Qualitäten Dinge im Sinne von Zukunftsfähigkeit haben sollten, ist mit den Nachhaltigkeitsstrategien Effizienz, Konsistenz, Suffizienz beschrieben. Sie fordern dazu auf, den Umgang mit Dingen neu zu überdenken, aber auch auf bestimmte, nicht nachhaltige Dinge zu verzichten und gegebenenfalls neue zu entwickeln.

Literatur (ins Netz)

Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt – New York 1991

Mihaly Csikszentmihalyi/Eugene Rochberg-Halton: Der Sinn der Dinge. München 1989

Flusser, Vilém: Dinge und Undinge. München-wien: Hanser 1993

Hauser, Andrea: Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes. Tübingen 1994.

Petrosky, Henry: Messer, Gabel, Reißverschluss. Die Evolution der Gebrauchsgegenstände. Basel-Boston-Berlin: Birkhäuser 1994.

Rolf, Arno: Computer sind Zeitvernichter. Interview im Hamburger Abendblatt vom 24.03.1999

Steffen, Dagmar (Hg.): Welche Dinge braucht der Mensch? Frankfurt a.M. Anabas 1996

Stoltenberg, Ute/Michelsen, Gerd: Lernen nach der Agenda 21: Überlegungen zu einem Bildungskonzept für eine nachhaltige Entwicklung. In: Stoltenberg, Ute/Michelsen, Gerd/Schreiner, Johann (Hg.): Umweltbildung -den Möglichkeitssinn wecken, NNI-Berichte 12. Jg.1999, H.1, S.45-54

Prof. Ute Stoltenberg

Beruflich konnte sie an vielen Stationen den Wert interdisziplinärer Arbeit kennenlernen und zudem erfahren, wie wichtig es ist, das Wissen aus Wissenschaft und aus der Gesellschaft zusammenzuführen. Über 20 Jahre war sie dann Professorin der Leuphana Universität Lüneburg, zuletzt für Nachhaltigkeitsforschung. Sie entwickelte das Konzept Bildung für eine nachhaltige Entwicklung in Theorie und Praxis für unterschiedliche Bildungsbereiche, auch in internationaler Kooperation und im Rahmen der UNESCO.

Kontakt: stoltenberg@leuphana.de
www.utestoltenberg.de